

(Nachdruck verboten.)

4) Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Die Kirchengeher stellten sich rings um ihn, und die Dullerl war besonders begierig, den kleinen Sänger zu sehen. Der Luschel-Peterl langte mit dem Arm sorgfältig in den zusammengefalteten Schirm hinein, der Vogel kreischte, der Peterl müsste ihn gefaßt haben, als dieser nun aber den Arm langsam wieder zurückzog und den Schirm auseinander that, war kein Vogel da. Obzwar es bekannt war, daß der Luschel-Peterl mit einem Blatte, das er auf die Zunge that, allerlei Vogelstimmen täuschend nachzuahmen verstand, sahen sie ihm doch fast allemal auf, wenn er in guter Laune seine Kunst übte.

„Jetzt ist er mir auskommen!“ murmelte der Alte mit weinerlichem Gesichte, spreitete die Finger aus und starrte in die Luft. Dierauf wandte er sich an die Dirnlein, und mit zwinkernden Augen sprach er die Vermuthung aus, eine oder die andere werde den Vogel in der Tasche haben. Jede leugnete es, aber untersuchen ließ sich keine.

Weit hinter diesem munteren Böcklein ging eine Gruppe von Männern, darunter der Sepp in der Grub, der Nodel, der Stindel im Stein, der Oberstodel und der Jakob. Sie waren für einen solchen Fruhsummermorgen fast zu ernsthaft. Sie führten in langsamem Takt ein angelegentliches Gespräch. Auch der Jakob redete. Er pflegte sonst außer Hause nicht viel zu sprechen, er stotterte ein klein wenig, aber man horchte doch, wenn er den Mund aufthat, es war allemal der Mühe werth.

„Es darf nicht sein,“ sagte der Jakob, „wir müssen es abwenden.“

„Wir müssen dem Guldeisner zureden, so viel wir können, er darf nicht verkaufen!“ so auch der Stindel im Stein.

„Seid Ihr einverstanden, Nachbarn?“ fragte der Jakob, „daß wir heute Abend, wenn wir von Sandeben heimkommen, miteinander zum Guldeisner gehen und ihm die Sache vorstellen? Es darf und es darf nicht sein. Wenn der Guldeisner losgeht, dann wird alles rutschend in Altenmoos.“

„Hingehen kann man“, meinte der Oberstodel, „ob’s was hilft, ist eine Frage. Ja, wenn das viele Geld nicht wär!“

„Das Geld und jetzt auf einmal das Geld!“ rief der Jakob völlig aufbrausend. „Haben wir Altenmoos’er jemals nach Geld so viel gefragt? Haben wir ein’s, ist’s gut, haben wir kein’s, leben wir auch so, arbeiten vielleicht lieber und schlafen besser. Was wir brauchen, das wächst auf unserem Grund: das Brot auf dem Feld, Milch und Butter auf den Wiesen, die Leinwand auf dem Flachsacker, die Wolle auf den Schafen und das Leder auf den Kindern.“

„Ist so, ist es so,“ stimmten die anderen bei.

„Wollen wir Fleisch,“ fuhr der Jakob fort, „wir haben es in den Schweinen, Eier legen uns die Hühner. Die Handwerker haben wir im Haus. Salz, Tabak und sonstiges Kleingezug, auch den Stenergulden zahlen wir von dem Erlös der paar Stuckeln Vieh, die wir verkaufen, oder vom Haser. Was brauche ich denn sonst noch?“

„Wohl wohl, ist es so,“ sagten die anderen.

„Und die Leute jetzt alleweil nur Geld, mehr Geld, viel Geld! Verkaufen ihr Heu, ihren Wald und gar noch ihre Häuser und Höfen um’s Geld. Mir graust!“

„Wirst recht haben, Nachbar, wirst recht haben,“ sagte der Nodel und machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er etwas in der Luft fangen. Wenn er diese Geste that, da wußte man schon, er hat was Bescheidtes zu sagen. Und dumm war er nicht, der schlanke, hagere, etwas gebückte Mann; obgleich einangig, sah er doch manches klarer und richtiger, als viele andere mit zwei Augen. „Verkaufen auch ihre armen Seelen!“ rief er aus, „es ist eine verdammte Sach’, es ist gerade, als ob das Geld ansteckend wäre.“

„Nodel, das wird nicht wahr sein,“ redete der Bauer Klachel drein. „Bei meinem Nachbar Klatschel sind seit vierzehn Tagen zwei Tausender gelegen. Wenn Geld ansteckend wär, so hätt’ ich davon kriegen müssen. Ich hab’ mich nicht austrauchern lassen und auch sonst kein Gegenmittel angewendet.“

Der Nodel that, als habe er den Wis nicht gemerkt, faßte den Klachel am Rockflugel, blieb mit ihm stehen und sagte: „Die Anderen haben meine Red’ verstanden, Dir sag’ ich’s deutlicher: Die Geldgier steckt an. Dagegen magst Dich wohl brav räuchern lassen mit Wachholderstauden und Johannestraut.“

„Da la ich mich lieber mit Tausendguldenkraut räuchern!“ erwiderte darauf lachend der Klachel.

„Hat denn dieser Kampelherr gar so viel Geld?“ fragte der Stindel.

„Gotteslasterlich viel soll er haben,“ antwortete der Nodel, „ich hab’ gehört, wenn der seinen Reichthum in lauter Zehnerbanknoten hätte und that’ nach einer guten Mahlzeit anfangen, die Zehnerbanknoten zu zählen, und schnell zählen, und nichts als zählen, und keinen Bissen essen, ehevor er mit dem Zählen fertig wär, so müsste er bei seinem Gelbzahleu verhungern.“

„Verdammt’ Kerl!“ Inurrte der Sepp in der Grub.

„Wer ist er denn eigentlich, dieser Kampelherr?“ fragte der Stindel im Stein.

„So viel ich gehört habe, soll sein Vater ein ungarischer Kornlieferant oder Saubandler, oder so was gewesen sein,“ wußte der Nodel zu berichten.

„Und was hat der Sohn für ein Geschäft?“

„Kein schlechtes,“ sagte der Nodel, „der Sohn ist Millionär. Von Staatsschuldbriefen Papierschnitzel abschneiden ist das einzige Handwerk, das in Wahrheit einen goldenen Boden hat. Früher hat er Gewerkschaften besessen, der Kampelherr, und eine ganze Eisenbahn soll er gehabt haben. Aber weil die Zeiten unsicher werden, so hat er die Sachen verkauft und will sich jetzt rechtchaffen breit auf Grund und Boden hinsehen. Grund und Boden kann nicht zerstört werden und nicht davonlaufen. Und kostet auch nicht viel, man lat Wald wachsen und braucht keine Rente dazu und zahlt für Wildni nicht viel Stenerzulden. Der Staat verliert dabei, aber das macht nichts. Einmal wird der Wald doch was werth. Karz und gut, es ist ein sicher angelegtes Geld. Dazu das Jagdrevier, macht auch Spaß. Anschicken können sie sich’s, die Herren!“

„Du kannst Dir’s halt ausdenken, Nodel,“ zollte der Sepp in der Grub dem Sprecher sein Lob.

„Wissen möcht’ ich’s doch, wie er ausseh’at, so ein Millionär,“ meinte der Klachel.

„Ist zu sehen,“ belehrte der Sepp, „zu Sandeben beim Fleischhacker soll er sich jetzt aufhalten.“

„Was gilt’s!“ rief der Klachel, „was gilt’s, ich meld’ mich heut’ bei ihm! Kosten thut’s nichts. Vielleicht schenkt er mir was.“

„Schenken!“ lachte der Nodel, „Narr, wenn der schenken that, wär er kein Millionär geworden.“

„Einen Hunderter kummt er mir schon schenken,“ meinte der Klachel, „ein Hunderter ist bei so einem gerade so viel, wie bei uns’reinem ein Groschen, wenn man ihn dem Bettelmann schenkt. Vergelt’s Gott! sag’ ich gern dafür. Und wirft er mich hinaus, so macht’s nichts, denn’ mir halt: bin eher auch draußen gewesen.“

„Klachel, Du bist ein Wichtling!“ rief jetzt der Jakob, „wär’ doch eine Schand’, wenn sich ein Altenmoos’er Bauer von so einem fremden Herlaufer bei der Thür hinauswerfen lassen that! Was geht uns der Kampelherr an!“

„Man wird doch reden dürfen,“ brumelte der Klachel.

„Wenn Du glaubst, mein lieber Klachel,“ sagte der Nodel, „der Kampelherr selber sitzt draußen beim Fleischhacker, so bist wieder auf dem Holzweg. Der Kampelherr weit sich was besseres, als in einem Dorfwirthshaus tagelang zu warten auf die Sumpel, die ihm zusliegen sollen. Der da draußen, das ist nur sein Unterhändler, mußt Du wissen.“

„Unterhändler oder Kampelherr!“ rief der Klachel und schlug mit den Armen um sich, als wollte er in der Luft anfangen zu schwimmen, „ist mir alles eins, wenn er nur Geld hat.“

Unter solchen Gesprächen waren sie hinausgekommen durch den Steppenwald; dieser gehörte nicht mehr zu Altenmoos, sondern der Herrschaft Habenberg, was man schon den schönen schlanken buschigen Bäumen ansah, die keinem Bauern wirthschaften helfen mußten. Als unsere Kirchgänger zur Hirschenklamm kamen, wo an beiden Seiten die

Wände aufsteigen, mußten sie still sein. Hier führte die Sandach das große Wort. Sie war da schon ein stattlicher Fluß, sie rauschte in ihrem wilden Bette, und das Rauschen hallte in den Wänden so sehr, daß keiner sein eigenes Wort verstand. Der Jakob war des schier froh, ihm hatte das Gespräch schon lange nicht gefallen.

Weiter hin begegnete ihnen der Rabenberger Waldförster mit der Büchse. Der Klachel rückte vor ihm den Hut, der Waldmann dankte herrlich und schritt vorüber.

„Das ist mir auch Einer!“ sagte der Sepp in der Grub, „an so einem Tag, wenn der Christenmensch in die Kirche geht, steigt er im wilden Wald um. Jetzt möcht' ich erst fragen, was der Wald, wenn er wachsen soll, nothwendiger braucht, den Förster mit der Büchsen oder den Segen Gottes!“

„Das ist Derselbige,“ wußte der Kodel zu erzählen, „der vor kurzem im Steppenhaus gesagt haben soll, die Bauern müßt' man todtschlagen. Wo ein Bauer wär', kunn' sein Lebtag kein schöner Wald wachsen.“

„Ich bin auch für den schönen Wald,“ versetzte der Jakob, „und weiß recht gut, daß der Wald für den Menschen da ist, und nicht umgekehrt. Ich zügele den Wald, daß ich ihn schlagen kann. Mein Vater hat's auch so gemacht. Aus Uebermuth wird auf meinem Grund kein Baum geschlagen, und der Reuthof wird's beweisen, daß Bauer und Baum recht gut nebeneinander stehen können.“

„So ist's!“ stimmten die Andern bei.

Endlich lichteten sich die Berge, es kam der erste Holzrechen der Sandach. Hinter einer grünen Höhe, die sich als Ausbuchtung des Berges ins Thal hineinbog, rechte ein ziegelrother Riesenzwiebel seine Spitze in die Luft. Das war der Kirchturm zu Sandeben. Das Dorf steht auf einer sachten Anhöhe, denn der Thalgrund ist ein graues Sandmeer, über das sich die Sandach in zahlreichen Bächlein ergießt. Ueber den Sand hin sind Holzrechen gezogen, um das aus den Steppenwäldern hervorgeschwemmte Holz aufzufangen. Am jenseitigen Gelände stehen rauchende Kohlenstätten, die ihr Rauchen und Rußen freilich auch an diesem Frohnleichnamstage nicht unterbrechen konnten. Vom Kirchturme der Pfarre zum heiligen Michael klangen jetzt drei Glöcklein so hell und lustig, daß der Klachel den Späß sagte: „Schau, schau, der heilige Michel jubelt uns schon entgegen.“

Die Dorfstraße war zu beiden Seiten mit frischen Birkenreisern geschmückt, das Kirchhofsthor mit einem Tannenzweig geziert. Die Treppe hinan war schwarz von Menschen, darüber wehten rotte Fahnen, und auf schwankenden Stangen ragten brennende Laternen. Vom Steinbüchel her knallten Böller. Unsere Altenmooser schlossen sich der betenden Gemeinde an. Am Frohnleichnamstage bittet der Bauer um ein fruchtbares Jahr und um Abwendung schwerer Gewitter. Was dem Vater das Kind, das ist dem Bauer das grünende Kornfeld — eine zitternde Freude.

Nach dem Gottesdienste kam der Stindel im Stein zum Jakob, der eben auf dem Kirchhof am Grabe seiner Vorfahren eine stille Andacht verrichtet hatte, und fragte ihn, ob er nicht mitgehen wolle zum Fleischhacker-Wirth, dort wären heute alle Altenmooser beisammen.

„Sollen sich nichts abgehen lassen,“ antwortete der Jakob kurz. „Er dachte sich's nun, warum ihrer heute so viele aus Altenmoos nach Sandeben gekommen waren. Nicht die Kirchenfahnen hatten so sehr gewinkt, als vielmehr die Tausender des Knatschel, die gestern vorausgegangen. Ein Kirchgang nach dem Gelbe.“

Der Jakob sollte aber an diesem Tage auch einen anderen Aerger zu verwinden haben. Trat der Knatschel aus seinem weißgetünchten Holzhäuslein, das er eben erst bezogen, ging auf den Reuthofer zu und sagte, das wäre schön vom Jakob, daß er auch einmal hervorkrieche aus dem ödweiligen Graben. Er, der Knatschel, könne heute zwar noch keine Einladung machen, es sei alles drunter und drüber und das Gejuch zum Weinauschenken fange erst an, beim Amt zu liegen. Aber einen guten Bekannten, wenn er sehen wolle, der Jakob! Er solle ein wenig mitkommen!

„Ein guter Bekannter?“ fragte der Jakob, „mag ja sein. Soll sich zeigen, wenn er was will von mir.“

„Wird nichts wollen von Dir, denke ich,“ versetzte der Knatschel. „Wir haben ihn einsperren müssen, sonst wäre er gleich, wie er Dich vom Fenster aus gesehen hat, davongelaufen. Und einholen wirst Du den nicht; Du hast zwar längere Füße, aber er jüngere.“

„Solltest von meinem Buben reden?“ fragte der Jakob, „ist er bei Dir?“

„Mußt ihm's nicht verübeln. Ist ihm halt auch langweilig geworden drin bei den Waldbären. Ist mir gestern nachgelaufen und hat sich hinten auf den Wagen gesetzt. Er geht nimmer heim, sagt er.“

„Alsdann werden wir ihn heimtragen,“ sprach der Jakob. „Da wirst Du ihm wohl früher die Knochen zerschlagen müssen.“

„Schlagen werden wir nicht. Er soll herauskommen.“

Nicht lange hernach, und aus der Hausthür des Knatschel schoß der Jackerl. Als er den Vater sah, stuzte er und duckte sich an die Wand. Die langen Haare hingen ihm wüst über das Gesicht, den Blick ließ er ein paar Mal wild auf den Vater springen, die Fäuste hatte er geballt — so stand er da und stemmte den Kopf seitlings an die Wand.

Der Vater trat zum Knaben und sagte freundlich: „Jackerl, wir gehen jetzt heim.“

Der Junge rührte sich nicht.

Der Jakob wollte ihn am Arm nehmen, den riß er aus und kreischte: „Ich mag nicht!“

„Sei nicht störrisch, Kind!“

„Ich mag nicht hingehen!“

„So sage mir, warum Du nicht hingehen willst!“

„Weil Ihr mich einsperren werdet!“ stieß der Knabe hervor und begann laut zu weinen.

„Aber Du zwingst mich ja, Dich zu strafen,“ sagte der Vater, „Du könntest es so gut haben wie der Frießel, der folgt in Güte. Du hast mir schon viel Kummer gemacht; ich soll Dir's garnicht sagen, Kind, wie wehe es mir thut, daß ich Dich strafen muß. Jackerl, schau, gieb her die Hand, ich hab' Dich lieb. Und wie kannst Du Deinen Eltern davonlaufen! Deine Mutter hat die ganze Nacht geweint.“

Große Thränen rannen dem Jungen über die Wange, er schämte sich ihrer, stampfte den Fuß in den Erdboden und schrie:

„Nein! Nein! Nein!“

„Also nicht?“

„Nein!“

„Haßt Du es Deiner Mutter nicht versprochen, daß Du ihr heut' Haushüten helfen wirst? Und Du willst nicht freiwillig mit mir gehen?“

„Ich werde gehen, aber allein. Ich laß mich nicht treiben!“

„Gut, versprich mir's, Jackerl, daß Du heute, abends daheim sein wirst.“

Der Knabe schwieg.

„Ich brauche jetzt keine Gewalt, mein Kind,“ sagte der Vater mit gedämpfter Stimme. „Ich will Dir vor aller Vent' Augen keine Schmach anthun. Aber versprich mir, daß Du heimgehst!“

„Das werde ich!“ stieß der Knabe heraus und stampfte die Erde.

„So sind wir jetzt miteinander fertig,“ sagte der Jakob, dann ging er seines Weges. Er hatte ja auch an anderes zu denken an diesem Tage. Der Junge blieb noch eine Weile lehnen an der Wand und schloß die Augen und schloß die Fäuste.

Blötzlich lief er die Dorfstraße hinab und davon.

Aus dem Fleischhacker-Wirthshause, wo heute die Altenmooser zusammengelommen waren, um zu sehen, wie ein Millionär ausschaut, hörte man einen Gesang:

„Was hat mein Vater 'dacht,
Daß er kan Herrn hat g'macht!
Wie wär das Ding so fein,
Wann ih a Herr kunn' sein,
Geld in mein Beutel hätt',
Bratel zum essen hätt',
Trinken kunn' Wein.“

Und der Chor:

„Widl, widl, widl, Geldel hätt'!
„Widl, widl, widl, essen hätt'!
„Widl, widl, widl, Wein.“

Bewegungen im Pflanzenreiche.^{*)}

In der Bewegung, der willkürlichen Veränderung des Ortes, scheint auf den ersten Anblick der wesentlichste Unterschied zwischen Pflanze und Thier zu bestehen. Das Thier sucht im allgemeinen seine Nahrung auf, wodurch seine willkürlichen Bewegungen und seine Sinnesempfindungen, vermittelt deren es die Nahrungstoffe aller Art erkennt, unmittelbar bedingt sind; die an den Ort gebundene

*) Nach einem von Professor Kunz in der Urania zu Berlin gehaltenen Vortrag.

Pflanze dagegen nimmt keine festen Nahrungsstoffe auf, sondern erhält aus dem Boden und der Luft alles, was sie zu ihrem Leben braucht. Um möglichst reichhaltig ihre Nahrung zu finden, entfaltet sie eine ungeheure Oberfläche; im Boden theilt sich die Wurzel in verschiedenartiger Weise, von jedem Theil gehen Unterabtheilungen aus, bis eine Unmenge kleiner Wurzelfasern sich überall innig dem Erdreich anschmiegen; ebenso theilt sich der in die Höhe strebende Stamm in Aeste und Zweige, von denen eine Fülle grüner Laubblätter in die Luft hinausragt. So sicher aber auch die höheren Thiere von den höheren Pflanzen durch die selbständige Bewegung unterschieden werden, so wenig bildet diese einen durchgreifenden Unterschied zwischen beiden Reichen, wenn man die niederen Formen betrachtet, bei denen eine weitgehende Theilung der verschiedenen Lebensfunktionen unter einzelne Organe noch nicht eingetreten ist, sondern dasselbe Organ verschiedenen Funktionen dient. Aber auch bei den einzelnen Lebensstadien der höheren Pflanzen, der Ernährung, der Athmung u. s. w. ist die Verkettung von Bewegungen, die wir eben als Leben bezeichnen, genau dieselbe, wie im Thierreiche.

Der Körper jedes lebenden Wesens baut sich auf aus sogenannten Zellen, deren wesentlichster Bestandtheil, der eigentliche Träger des Lebens, das Protoplasma, ein Gemenge eiweißartiger Stoffe von noch nicht völlig genau ermittelter Zusammensetzung, ist. Meistentheils ist, wenigstens im Pflanzenkörper, der Plasmaleib von einer festen Membran, der Zellwand, umschlossen. Bei zahllosen Zellen ist das Protoplasma in ständiger Bewegung; es schließt sich eng an die Zellwand an, während das Innere von dem Zellkern, der wahrscheinlich der Träger der Erbliebeit und von Hohlräumen angefüllt ist. Die lebhafteste Bewegung des Protoplasma ist in ihrer vollen Bedeutung für das Leben noch nicht aufgeklärt; wahrscheinlich unterstützt sie die Ernährung. Oft hat man ihr Auftreten auch erst nach einer Verletzung der Pflanze bemerkt, wo sie denn wahrscheinlich eine raschere Beförderung der heilenden Stoffe erreicht. Sehr eigenthümliche Plasmabewegungen bemerkt man bei manchen Algenarten, z. B. bei der *Vancheria sessilis*; in dem schlammartigen Ende der Zelle sammelt sich Plasma an, das sich als besonderes Klümpchen von dem übrigen absondert; es durchbricht dann die Zellwand und tritt aus ihr aus, eine neue Zelle, eine sog. Schwärmersporie bildend. Bei diesem Austritt ist die Bewegung eine rotirende, sodas jeder Punkt des Plasmaklümpchens eine Schraubenlinie beschreibt. Prof. Unger, der diese willkürlich scheinende Bewegung zuerst beobachtete, war so überrascht, daß er die Pflanze als im Moment der Thierwerdung begriffen bezeichnete.

Die merkwürdigste Bewegung im Pflanzenreiche zeigen die Schleimpilze, die früher zu den Bauchpilzen gerechnet wurden, jetzt jedoch häufig als eine gesonderte Gruppe aufgefaßt werden, die auf der Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich steht. Auch bei ihnen bilden sich Schwärmer, deren Bewegung jedoch in ein amöbenartiges Kriechen übergeht: sie senden Fortsätze aus, die sich wieder zusammenziehen und dadurch den ganzen Plasmaleib nach sich ziehen. Auch dienen diese, wie Fangarme, zum Heranziehen selbst fester Nahrungsstoffe, so daß diese Pilze tatsächlich fressen. Dadurch und durch Verschmelzung mehrerer Zellen wachsen sie zu einem mehrere Zentimeter in allen Richtungen messenden Schleimkörper, dem sog. *Plasmodium*, das in langsamer kriechender Bewegung begriffen ist. Natürlich ist zu dieser intensiven Lebensäußerung eine gewisse Wärme, sowie Licht und vor allem die wahre Lebensluft, der in der Atmosphäre enthaltene Sauerstoff nothwendig. Ist es dauernd zu heiß oder zu kalt, so muß das Leben erlöschen, und der starre Tod tritt ein. Das Licht beeinflusst oft die Richtung der Bewegung; bei manchen grünen Algen kann man beobachten, wie sie zu starkes Licht fliehen, bei richtiger Abschwächung desselben dagegen in ihrer Bewegung geradezu Kehrt machen und sich dem Lichte zuwenden. Wie nothwendig bei jeder Lebensstättigkeit der Sauerstoff ist, durch dessen Vereinigung mit anderen Stoffen bei der Athmung ja erst die wahre Lebenskraft, die Wärme, geliefert wird, leuchtet ohne weiteres ein. Für das Plasmodium der Schleimpilze hat es sehr einfach und deutlich Prof. Kühne in Heidelberg gezeigt. Ein mit ausgekochtem, also sauerstofffreiem Wasser gefüllter Glas Kolben, in dem sich noch ein Kork mit Plasmodium befand, wurde umgekehrt, mit dem Boden nach oben, auf eine Platte gestellt. Der Kork war natürlich nach oben gegangen, und das vom Sauerstoff abgeschlossene Plasmodium zeigte keine Spur von Bewegung. Ließ man nun einige Luftblasen in dem Gefäße aufsteigen, so begann sofort die kriechende Bewegung des Plasmodiums.

So sehen wir überall bei den einfachen Lebewesen die Bewegung des Protoplasmas, das bereits ein hoch organisirter, sehr komplizirt zusammengesetzter Stoff ist; aus diesen einfachen Wesen haben sich allmählig die höheren Formen gebildet, in deren Leben aber die Bewegung des Plasmas ebenfalls eine hervorragende Rolle spielt.

Kleines Feuilleton.

— Das Schusseln oder Zuscheln, Schusseln bildet neben dem Schlittschuhlaufen und Fahren auf Handschlitten das Hauptwintervergnügen unserer Jugend. Für dieses Dahinrutschen auf einer Eisfläche giebt es kein überall verstandenes hochdeutsches Wort; jede Gegend hat dafür ihren besonderen Ausdruck. Im Vogtlande

sagt man: glännern oder ruscheln, bei Dresden: Kladerieschen, im Erzgebirge: tschindern, schenschen, in der Lausitz: helsen, zesheln, schindern, tschullern, tschunnern sullen, in Thüringen: zesheln, in Halle: glandern (wie auch im Mecklenburgischen), im Harz: glandern oder schlidern, im Braunschweigischen: schlidern oder gliesteden, im Koburgischen: züschern, in Franken: schleimern oder hätscheln, in Westfalen: schlindern, in Sachsen: Bahn schlagen, in Jüterbogk: schüttern, in der Provinz Preußen: schorren, in Niedersachsen: schlittern, schlischen, slidern, in der Pfalz: klemmen, im Elsaß: rutschern, rütschern, schlümmern, lündern, in Schlesien: tschindern, tschintschern, tscheln, in Oesterreich: schlisezen, schleisen, schurren, glitschen, in Ungarn: schlifen, in Basel: schliffe, und in Siebenbürgen: schwünzeln. Der Franzose nennt es glisser, der Engländer slide und der Holländer glijden oder sullen. —

— Noch ein Rezept gegen die Tollwuth. Zu unserer in Nr. 19 des Unterhaltungsblattes abgedruckten Notiz: „Eine Dr. Eisenhart-Kur“ schreibt uns ein Leier Folgendes: Ich erinnere mich, daß ich im Nachlaß meines vor 30 Jahren verstorbenen Vaters u. a. auch ein Rezept fand, das ebenfalls gegen Tollwuth helfen sollte und folgendermaßen lautete:

Cala Maria
Cala Mari
Cala Mar
Cala Ma
Cala M
Cala
Cal
Ca
C

Gebrauchsanweisung: Von dem spitzen Ende an (auf Papier geschrieben) zwischen Butterbrot zu verzehren. — Ich bemerke noch, daß mein Vater in Hinterpommern — Kösliner Bezirk — geboren und gestorben ist, als Fracht-Fuhrmann aber einen großen Theil Deutschlands gesehen hat. —

— Das Vorkommen des Kautschuks. Die Gummireifen der Fahrräder sind die hauptsächlichsten Objekte für die vermehrte Anwendung des Kautschuks in der letzten Zeit gewesen. Seit 25 Jahren ist die Ausfuhr von Para-Gummi, der besten, aus den Wäldern des Amasonengebietes stammenden Sorte, von 5600 auf 20 000 Tonnen gestiegen, zugleich aber der Preis des Kilogramms von 4 auf 6 M. Hunderte haben sich mit seinem Erwerb schon beschäftigt, aber man hat etwas Aehnliches noch nicht finden können. Der Kautschuk kommt in unendlichen Mengen auf der Erde vor, freilich aber meistens in Gegenden, die nur unter den größten Schwierigkeiten zu erreichen sind, und deren feuchtheißes Klima höchst verderblich ist. Ein Kautschukvorkommen von einigermaßen günstiger Lage wirkt sehr hohen Verdienst ab, wie beispielsweise das bei Lagos entdeckte im Jahre 1895, das während desselben Jahres schon 2200 Tonnen im Werthe von über 5 Millionen Mark geliefert hat. Ganz bedeutende Schätze sind in den Urwäldern Zentralafrikas aufgehäuft und warten auf ihre Ausbeutung. Die indische Regierung hat, wie „Spectator“ mittheilt, jetzt den ersten Versuch einer kostmäßigen Anpflanzung von Kautschukbäumen gemacht, indem sie in Assam, woselbst kolossale Theeplantagen bestehen, 200 Quadratmeilen (englische) mit Kautschukbäumen besetzt hat. Die Bäume sind mit zwanzig Jahren ertragsfähig. —

Literarisches.

h. s. Mehr Kenntnisse! Weniger Zeit! Ein Vorschlag zur Neubildung unserer Schule. Von Arthur Schulz. Berlin 1897. Verlag von Richard Heinrich. 47 Seiten. 60 Pf. Das ansprechend geschriebene Büchlein enthält eine Anzahl gesunder und theilweise neuer Ideen über die Reform des heutigen Schulwesens. An die Stelle des alten Mechanismus und des systematischen Formalismus will der Verfasser einen lebenswarmen, Herz und Gemüth und besonders die Sinne bildenden Unterricht, der nicht in dunnstigen, staubigen Klassenzimmern, sondern in der freien Natur abgehalten und an ihre Erscheinungen angeknüpft werden soll. Abgesehen davon, daß der Verfasser mehrfach gehörig über das Ziel hinauschießt, besonders, sobald er auf die Realisirung seiner Pläne zu sprechen kommt, verdient seine Kritik des heutigen geist- und gemüthtötenden Unterrichts in mehrfacher Beziehung volle Anerkennung. Eine Schwäche erblicke ich darin, daß der Autor trotz seiner sonstigen Vorurtheilslosigkeit in religiöser Beziehung einen engherzigen Standpunkt einnimmt. Er erachtet die religiöse Ueberzeugung nicht für des Menschen heiligstes Recht, denn sonst müßte er den Religionsunterricht nach dem Beispiele vieler moderner Pädagogen aus dem Lehrplan der Volksschule streichen. Er behält ihn jedoch bei, nicht ohne dadurch eine günstige Rückwirkung auf die „von gewissenlosen Verführern“ beeinflusste „urtheilslose Menge“ zu erhoffen. —

— Frau Hermine von Preuschen-Telmann, die Wittve des vor einiger Zeit in Rom verstorbenen Schriftstellers Telmann, ersucht uns mitzutheilen, daß ihr Mann „auch im bürgerlichen Leben den Namen Konrad Telmann und nur diesen amtlich und zu Recht und Geseh“ führte. —

Theater.

— Im Volks-Theater ging es gestern Abend gar thranenrührend her. Es gilt in „maßgebenden“ Kreisen als Glaubenssach

daß alles, was nicht zu Berlin W oder C gehört, meilenweit in moderner Weltgestaltung zurück sei und als Offenbarung selbst solche Bühnenwerke anstaune, die von anderen Leuten schon vor einem Menschenalter belächelt worden sind. Solche Einschätzung zeugt eigentlich nur von der unbeholfenen Naivität und Ueberhebung derer, die da meinen, daß es ihnen allein gegeben sei, in Sachen der Kunst zu binden und zu lösen. Die Herrschaften übersehen, daß in einer Bevölkerung, deren untere Schichten sich bemühen, den Gesetzen der ökonomischen Entwicklung auf die Spur zu kommen, auch die Kunst im realen Leben wurzeln muß, wenn sie von diesen Schichten als genießenswerth betrachtet werden soll. So blieb es denn nicht aus, daß das alte Müller'sche Nährstück „Von Stufe zu Stufe“, das vor 25 Jahren als Kassenmagnet des Ballner-Theaters gegolten hat, sich bei seiner gestrigen Neubelebung im „Volks-Theater“ gar manche skeptische Bemerkung gefallen lassen mußte. Als im ersten Akt die zwischen Tugend und Laster am Scheidewege stehende Näherin sich ausleidete, um in ihrem jungfräulichen Bette einen drei Akte währenden schweren Traum zu durchkosten, und endlich unter fortwährendem Gesenne und Gemummer schlafen ging, da fiel im Parterre mancher lausische Witz ob so viel Sentimentalität, und die Stimmung gleich auf ein Haar derjenigen, die zur Zeit allabendlich im Parodie-Theater zum Ausdruck kommt. Zum Glück hatte die Direktion hier und da für eine Politur des „Lebensbildes“ gesorgt; Kouplestrophen behandelten den Reichstag und den Schillerpreis, und besonders glücklich wirkte eine Dekoration, welche die neue Mühlenbaum-Brücke darstellte. Die Aufführung hielt sich in bescheidener Mittelmäßigkeit; lebendig und eindrucksvoll wirkte der dritte Akt, der ein Zingeltangel zweifelhaften Rufes vorführt. —

Musik.

— Die Pariser Große Oper bereitet eine neue Oper von Reineau vor: „Messidor“. Der Text, ein Originallibretto, stammt von Zola. Die Handlung spielt im letzten Jahrhundert in einem Goldwäscherdorf der Pyrenäen. Der Goldgewinn macht die Leute so unglücklich, daß sie von selbst zur Bestellung ihrer Felder zurückkehren. —

Kunst.

— In Paris wird gegenwärtig die Gemäldegalerie Henry Bevers versteigert. Die Sammlung enthält Meisterwerke der Kunstschule von 1830 und die beste Sammlung der Impressionisten. Der erste Auktionstag trug 770 000 Franké ein. Den höchsten Preis erzielte eine Flusslandschaft von Daubigny. Ein Amerikaner bezahlte dafür 78 000 Franké. Nicht weniger als 12 Corot, größtentheils Landschaften gelangten unter den Hammer, darunter mehrere der kleinen Ansichten aus der Umgebung von Rom, die man auf der Weltausstellung von 1889 in dem Saale der Meisterwerke des Jahrhunderts sehen konnte, dann aber auch Erzeugnisse der späteren Epoche. Für eine „Tränke“ wurden 32 000, einen „Steilen Weg“ 27 800, „Ville d'Avry“ 35 000 Franké bezahlt. Ein „Frühstück“ von Meissonier, ein 16 cm hohes und 12 cm breites Panneau erreichte die Höhe von 72 000, ein „Rekognoszirender Offizier“ 94 100 Franké. Der Rest waren ebenfalls mehrere vorhanden. Obwohl der Künstler noch lebt, wurden seine Landschaften zu hohen Preisen erstanden. Weniger gut erging es den Skulpturen von Rodin, Carriés, Dalou, Barze, die fast alle unter dem geforderten Preise zurückblieben. —

Kunstgewerbe.

— Orientalische Fayence-Industrie. Man schreibt der „Nordd. Allg. Ztg.“: In Kütaiä, einer von Konstantinopel eine Tagereise entfernten Station der Anatolischen Bahn, arbeitet seit undenklichen Zeiten die Fayence-Industrie in einer durchaus vollendeten Weise. Die Erzeugnisse sind die schönsten des Orients, leider aber verschwinden dieselben immer mehr vom Markte, und die im Orte ansässigen Handwerker vermögen der Nachfrage von Kunstliebhabern nicht mehr zu genügen, da sich die Zahl geschickter Arbeiter täglich verringert, und, weil die wenigen, welche sich noch mit dieser Industrie befassen, in der Farbenzusammensetzung nicht mehr den seinen Geschmack bekunden, wie dies früher bei älteren Erzeugnissen der Fall war. Wie Kenner dortiger Verhältnisse behaupten, würde sich ein Vermögen erwerben lassen, wenn man wieder Gegenstände herstellen könnte, wie sie sich z. B. als „alte Kütaias“ in Konia allerdings sehr spärlich vorfinden, aber durch ihre Größe wie Ausführung imponiren. Erst kürzlich gelang es einem französischen Kunstliebhaber, an Ort und Stelle einen Fayence-Ofen heimlich für 20 000 Franké zu erwerben. Alle Vorbedingungen für die weitere Entwicklung dieser Industrie sind vorzüglich, und das in und um Kütaiä vorhandene Material gestattet die Herstellung geradezu unzerstörbarer Erzeugnisse. Noch heute findet man in Kleinasien Provenienzen aus Kütaiä in den bizarrsten Formen, die seit Jahrhunderten vollkommen unverfehrt geblieben sind. —

Aus dem Thierleben.

— Einen sonderbaren Gemeindegirten besitzt eine englische Ortschaft in einen alten, zahmen Reiber. Der Vogel führt ganz allein das Vieh in die Ställe zurück, wie der beste Schäferhund. Aber nicht genug damit, ist er von früh bis spät in die Nacht eifrig mit allerlei ähnlichen Verrichtungen beschäftigt. So

macht er die Polizei unter den Dorfhühnern, und wenn diese sich Schlachten liefern, tritt er dazwischen und schlichtet energisch und erfolgreich den Streit. Als man ein vor einen Wagen gespanntes Pferd unbeaufsichtigt ließ, machte sich sofort der Reiber daran, es zu bewachen. Sobald das Ross auch nur einen Schritt that, war der Vogel da und verjagte ihm mit seinem langen Schnabel einige empfindliche Nasentriber. Eines Tages, als das Vieh zur Weide geführt wurde, entwischten ein paar junge Kälber und liefen über zwei Meilen weit. Sogleich war der Reiber hinterher, und da er einsah, daß er die Ausreißer nicht zurückzutreiben vermochte, blieb er solange in ihrer Nähe, bis man sie suchen kam. — So erzählen englische Blätter. Es mag aber doch die Frage erlaubt sein, ob das Geschichtchen nicht für den 1. April bestimmt war. —

Humoristisches.

— Nassr-ed-din, der türkische Eulenspiegel, hörte eines Tages einem Prediger zu. Einer aus der Versammlung gab dem Prediger ein Billet. Der Prediger las das Billet und entnahm hieraus, daß die Frau des Ueberreichers sehr jähzornig und bössartig war. Ihr Mann wandte sich hoffnungsvoll an den Prediger mit der Bitte, ihren Charakter zu ändern. Der Prediger richtete an die Versammlung die Worte: „Versammelte, wer von Euch mit seiner Frau nicht zufrieden ist, der erbeide sich.“ Bei diesen Worten stand die ganze Versammlung gleichzeitig auf. Nur Nassr-ed-din konnte nicht aufstehen. Zwischen ihm und dem Prediger entspann sich folgendes Gespräch:

Prediger: „Herr, das soll heißen, Ihr seid mit Eurer Frau zufrieden?“

Nassr-ed-din: „Im Gegentheil!“

Prediger: „Wenn dem so ist, warum seid Ihr nicht aufgestanden?“

Nassr-ed-din: „Infolge Eurer Worte zittern meine Kniee vor Furcht. Darum.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Odra (Schlesien) sind drei Personen durch Kohlendunst erstickt. —

— In einem Verein zu Gramschütz (Schlesien) war bei der Wahl der Vorstandsmitglieder ein Zettel abgegeben worden, auf dem zu lesen stand: „Ihr seid alle Eitel.“ Folge: Großes Geschrei, bestiger Lärm. Mehrere Mitglieder erklärten ihren Austritt. —

— In Odriz (Kr. Sachsen) kam ein Arbeiter mit der Hand in den Kalandar (Appreturmaschine), wodurch der Arm und schließlich der ganze Körper zwischen die Walzen hineingezogen wurde. —

— Ein schweres Schwungrad zerprüngen ist in dem in Kall bei Köln gelegenen Bandeisens-Walzwerk von Felsler u. Ko. Die Eisenstücke durchschlugen das Dach und verwundeten mehrere Personen. Zwei Arbeiter wurden durch ausströmenden Dampf schwer verbrüht. —

— Bei dem Brande der Mineralöl-Raffinerie in Gzechowiz (Oesterreichisch-Schlesien) wurden 31 Personen theils schwer, theils leicht verletzt; eine Person wurde getödtet, zwei werden vermisst. —

— In Zürich wurde der ehemalige deutsche Offizier von Schlieben-Kotenburg verhaftet. Er hatte in Oesterreich (Karlsbad) in Zeitungsgründungen gemacht und geschwindelt. —

— Zwei Araber fanden in der Nähe des Schießplatzes von Oran (Algerien) eine Granate und wollten sie öffnen. Daß Geschloß explodirte und zerris die Leute in Stücke. —

— In Cantazaro (Italien) stürzte bei einer Leichenfeier plötzlich der Fußboden ein. Von den 100 Anwesenden wurden drei Frauen getödtet, mehrere andere Personen verwundet. —

— Eine Pferdebahn wird jetzt auch zu den Pyramiden gebaut. —

— Das Kind seiner Tochter und seine Frau angeschossen und dann sich selbst die Gurgel durchgeschnitten hat in Esterbeeck (Belgien) ein Stellmacher. Grund: Familienzwistigkeiten. —

— In Lodz (Russisch-Polen) wurde eine „Eugelmacherin“ in Haft genommen. Es war eine Hebamme. Sie hatte in den letzten drei Jahren zehn Kinder, die ihr zur Erziehung übergeben worden waren, verhungern lassen. —

— In Uruguay (Südamerika) richteten die Heuschrecken ungeheueren Schaden an; 20 bis 50 pCt. der Weizenernte sind verloren. —

— Amerikanischer Ton. In einem New-Yorker Blatt lesen wir: „Ur-Monster (Ungebauer) Molt ziert immer noch die Hallen der Justitia. Es ist ein Gaudium, mit anzusehen, wie dieser ausgedorrte Puritaner, dessen richterliche Entscheidungen an höheren Bahustium grenzen, überhaupt noch frei herumläuft. Es wäre zu wünschen, daß auch er seine Weisheit im bekannnten gepolsterten Zimmer von sich giebt.“ —

— Wollte „seine Seele aushauchen“. In Melbourne (Australien) wollte sich einer einen Zahn ziehen lassen. Der Arzt gab ihm Kokain. Daraufhin wurde dem Mann so buseelig, daß er zum Schloß des Gouverneurs pilgerte, um, wie er sagte, „in dessen Armen seine Seele auszuhäuchen“. Es soll ziemlich lange gedauert haben, bis er auf der Polizeistation wieder nüchtern wurde. —